



Über das Buch

Die Volkspolizei auf der Jagd nach den Tätern: In Cottbus fallen tödliche Schüsse auf zwei Polizisten. Ein dreist geplanter Raubüberfall in der Viersektorenstadt Berlin wird in letzter Minute verhindert. Zwei junge Frauen in Sassnitz bekommen tödliche Post aus Jüterbog. Republikweit wird nach den Schmugglern hochwertiger optischer Geräte gefahndet, das Netz spannt sich bis in die Schweiz und nach Spanien. Eine tschechische Bande will sich nach Westberlin durchschlagen und überzieht das Land mit einer Blutspur. In Eberswalde werden drei Kinder bestialisch ermordet. Die Hallenser Polizei ermittelt im Mansfelder Land in einem Mordfall, erst ein zweiter Mord führt zum Täter. Acht spektakuläre Fälle, acht spannende Geschichten.

Über den Autor

Wolfgang Mittmann wurde 1939 im schlesischen Trebnitz geboren. Er ging zur Volkspolizei, wurde Hauptmann der Kriminalpolizei, nach 1990 Kriminalhauptkommissar und war immer auch nebenberuflicher Kriminalautor. Zunächst schrieb er fiktionale Geschichten, nach 1990 wandte er sich authentischen Straftaten zu. In fünf Bänden veröffentlichte er »Große Fälle der Volkspolizei« und verfasste weitere kriminalhistorische Bücher. Er verstarb 2006 im brandenburgischen Beiersdorf.

Wolfgang Mittmann

Der Frauenmörder vom Salzigen See

Acht große Fälle der Volkspolizei

Das Neue Berlin

Inhalt

Schüsse in der Chausseestraße <i>Polizistenmord in Cottbus</i>	7
Treffpunkt Sektorengrenze <i>Der Überfall auf den Circus Barlay</i>	47
Die Todesschüsse von Uckro <i>Die Blutspur der »Großfahndung Uckro«</i>	80
Arsen <i>Der Weihnachtsmann aus Jüterbog</i>	121
Brennpunkt Optik <i>Schmuggel über die Pyrenäen</i>	170
Feuerteufel <i>Psychopath oder Staatsfeind?</i>	235
Mordakte Hagedorn <i>Es geschah in Eberswalde</i>	282
Erbarmungslos <i>Der Frauenmörder vom Salzigem See</i>	334

Schüsse in der Chausseestraße

Polizistenmord in Cottbus
1949

Kalt und stürmisch zeigte sich der Abend des 5. Dezember 1948. Schnee- und Regenschauer nässten Straßen und Dächer der Stadt, und aus den schmutzigen Schneehäufchen an den Fahrbahnrändern schlängelten sich Rinnsale von Schmelzwasser.

Im Cottbuser Stadttheater, einem imposanten Jugendstilbau, wirbelten die Tänzer über die Bühne. Smetanas »Verkaufte Braut« war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Noch dominierte die Jagd auf das tägliche Stückchen Brot das Leben der Menschen, doch das Interesse an der Theaterkunst nahm wieder zu.

Der Mann, der sich an diesem Sonntagabend unweit der Theaterrauffahrt hinter einem Baum verbarg, hatte den Kragen seiner dicken Joppe hochgestellt. Die rechte Hand steckte im Brustausschnitt, umklammerte das Griffstück einer belgischen Pistole. Der Mann beobachtete die Villa auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein mehrstöckiges Gebäude mit hohen Fenstern und einem weiten Vorgarten. Hecken und Ziersträucher bedeckten das Areal. Im Hochparterre der Villa brannte Licht. Von Zeit zu Zeit wanderte die Gestalt eines Bahnpolizisten hinter den Fenstern vorbei.

Der Mann am Baum hasste Uniformierte. Zu oft hatten sie in sein Leben eingegriffen.

In der Villa rührte sich etwas. Der Bahnpolizist verließ das Wachlokal. Gleich würde er im Treppenhaus die Stufen zum Obergeschoss hinaufsteigen, wo eine junge Frau am Klappenschrank einer Telefonvermittlung saß. Der Polizist ließ sich bei ihr zu einem längeren Kaffeepausch nieder. Nacht für Nacht war das so. Der Mann wusste es aus den Schilderungen eines

Informanten, der ihm obendrein eine Lageskizze der Kellerräume verschafft hatte.

Der Mann überquerte die Fahrbahn und blieb vor dem schmiedeeisernen Gitterzaun stehen. Er lauschte. Der Nachtwind trug die Geräusche des Cottbuser Verschiebebahnhofes heran. Eine altersschwache Trambahn rumpelte durch die Bahnhofstraße in Richtung Berliner Platz. Blitzschnell packte der Mann die Gitterstäbe, zog sich im Klimmzug hoch und überkletterte den Zaun. Nach dem Aufprall blieb er für Sekunden auf dem Boden hocken. Geduckt glitt er an einer Hecke entlang, mied sorgsam die verharschten Schneeflächen, die im Nachtlicht bläulich schimmerten, und richtete sich erst an der Rückfront der Villa vorsichtig auf.

Nasse Kohlenberge flankierten den Kellereingang. Der Mann fingerte am Türschloss. Metall schabte auf Metall. Ein kurzes Knacken. Die Tür schwang nach innen auf. Den Kopf weit vorgestreckt, lauschte er auf die Geräusche im Innern des Hauses. Kein Laut. Nur Dunkelheit. Der schmale Lichtstrahl seiner Taschenlampe irrlichterte über den Betonfußboden, verweilte auf einer Kellertür, die mit Eisengitter und zwei Vorhängeschlossern gesichert war. Hinter der Tür befand sich eine Bekleidungskammer, gefüllt mit wetterfestem Schuhwerk, Uniformjacken, Hosen und Regenmänteln. Der Eindringling zog ein Brecheisen aus der Joppe. Die beiden Schlösser hielten ihn nicht lange auf. Hastig kleidete er sich ein. Wer ihn jetzt überraschte, würde ihn für einen Polizisten halten.

Der ungebetene Besucher zog seine Skizze zu Rate. Ohne großen Aufwand knackte er die Tür zur Waffenkammer. Fünf- undzwanzig Pistolen der Typen Walther P38 und Mauser 08 lagerten auf den Regalen. Er stopfte sie in den Sack, der ihm in der Bekleidungskammer in die Hände gefallen war. Der Schatten des falschen Polizisten geisterte über die Kellerwände. Er schlüpfte durch die Tür, stemmte sich gegen den Wind, der unvermindert heftig um das Gemäuer fuhr.

Als der Mann in seiner gestohlenen Uniform auf dem Fahrrad, das er zuvor aus einer Ruine in der Schillerstraße geholt hatte, am Portal des Stadttheaters vorbeifuhr, drängten die Besu-

cher aus der Vorstellung. Jemand in der Menge deutete auf den Gepäckträger. »Seht mal, die Polizei fährt mit einem Riesensack hamstern!«, rief er unter dem Gelächter der Umstehenden.

Am Montagmorgen, kurz vor Beginn der Tagesschicht, wurde der Einbruch entdeckt. Der Waffendiebstahl erregte Aufsehen bis in die Spitze der Landesregierung. Die Deutsche Verwaltung des Innern in Berlin geriet in Trab, der Sicherheitsdienst bei der Sowjetischen Militäradministration begann zu rotieren. Als eine der ersten Amtspersonen erschien Kapitän Sowjaszanow am Tatort. Der Russe machte seinem Ärger in ellenlangen Flüchen Luft. »Juup twoje match!«, brüllte er die versammelte Mannschaft im Bahnpolizeiamt an. »Das wärden Sie verantworten! Aalle!« Dann setzte er den Waffenmeister, den Verwalter der Bekleidungskammer und drei, vier weitere Bahnpolizisten in Arrest. Womit sein Bedarf an kriminalistischen Untersuchungshandlungen vorerst gedeckt schien. Beidhändig zerrte er die Hemdbluse unter dem enganliegenden Koppel straff, machte auf dem Absatz kehrt und rief seinem Kraftfahrer, einem Deutschen namens Karl Teumerle, ein kurzes »Pojechali!« zu.

Die Kunde über den frechen Diebstahl erheiterte die Öffentlichkeit in Cottbus. Einerseits amüsierten sich die Bürger über ihre verschlafene Bahnpolizei, andererseits lief das Gerücht um, der Einbruch sei das Werk einer rücksichtslosen Bande, von der man weitere Verbrechen befürchten müsse.

Das Dezernat K5 der Landeskriminalpolizei übernahm die Ermittlungen. Seit der Chef der Cottbuser Bahnpolizei und sein Vertreter sich vor Monaten nach Westberlin abgesetzt hatten, galt die politische Zuverlässigkeit der Bahnpolizeibediensteten als diffizil. Fieberhaft versuchte man den Verbindungen der Flüchtlinge zu ihren ehemaligen Untergebenen auf die Spur zu kommen. Jeder, der auf kameradschaftlichem Fuße mit ihnen gestanden hatte, geriet automatisch in den Kreis der Verdächtigen. Die Arrestanten, denen man Fahrlässigkeit bei der Lagerung von Waffen vorwarf, blieben in Untersuchungshaft.

Mit Feuereifer stürzten sich die Sachbearbeiter K5 auf die Personalakten der Cottbuser Bapo-Bediensteten. Akribisch wer-

teten sie sämtliche Personalfragebögen aus, studierten handgeschriebene Lebensläufe, ließen neue schreiben und kamen über diese Vergleichsmethode der einen oder anderen Ungereimtheit auf die Fährte. Eine Spur, die zu den Waffen führte, entdeckten sie nicht.

24. Februar 1949. Im Dorf herrschte noch Stille. Hinter frostbemalten Fensterscheiben glomm erster Lichtschein auf. Hier und da krächte ein Hahn seinen Weckruf in den erwachenden Tag. In Lakoma, einer kleinen Gemeinde am Rande der Chaussee Cottbus–Guben gelegen, ruhte wie überall in dieser Jahreszeit die Feldarbeit. Lediglich das Vieh in den Ställen war zu versorgen, sodass es die Bauern an diesem Morgen ein wenig länger als sonst in der wohligen Wärme ihrer Federbetten hielt.

Es war kurz nach 6 Uhr. Die neunundzwanzigjährige Marie Perko trat aus der Tür ihres Wohnhauses. Wie Dampfwölkchen wallte die Atemluft vor ihr her. Marie Perko hüllte sich fester in ihre Jacke. Die junge Frau hatte unruhig geschlafen. Da war die Verantwortung für den Hof, die auf ihr lastete. Vor einem reichlichen Jahr hatte sie ihn von den Eltern übernommen. Die staatliche Pflichtablieferung war hoch. Man musste sich schon sputen, um mit dem Abgabesoll für Schlachtvieh, Milch, Getreide und Kartoffeln nicht in Verzug zu geraten. Die Behörden reagierten rigoros. Immer häufiger wurden säumige Bauern wegen »Wirtschaftssabotage« vor Gericht gestellt. Und da war Mariessorge um den Vater, der neuerdings kränkelte.

Einen Augenblick verharrte die Bäuerin unentschlossen an der Haustür, dann ging sie über den Hof zum Stallgebäude, wo die Kühe nach Futter verlangten. Marie Perko schob den Riegel der Stalltür zurück, die, solange die junge Frau zurückdenken konnte, auch nachts unverschlossen blieb. Warmer Stallgeruch von abgelagerter Spreu und den Ausdünstungen der Tierleiber schlug ihr entgegen. Merkwürdigerweise blieb das lebhaftes Grunzen im Schweinekoben, mit dem die Zuchtsau allmorgendlich ihre Fresslust bekundete, heute aus. Marie stockte der Atem. Ihr Blick fiel auf das Loch in der Rückwand des Stallganges. Etwa ein Meter über dem Erdboden waren die Ziegelsteine aus der

Wand gebrochen, sodass eine Öffnung von einem halben Quadratmeter Größe entstanden war. Die Bäuerin stürzte vorwärts, sah fassungslos in den leeren Schweinekoben. Blutlachen und die zurückgelassenen Innereien kündeten vom nächtlichen Geschehen. Entsetzt und angewidert wandte sie sich ab, lief zum Haus zurück und trommelte den Vater aus dem Bett.

Der Alte fuhr in die Hosen. »Als ich um drei mal raus musste«, entsann er sich, »hab ich 'n Lichtschein gesehen, drüben, hinterm alten Gartentor. Hab aber nicht vermutet, dass das ein Einbrecher sein könnte. Lauf zum Bürgermeister, Mädels«, riet er ihr. »Die Polizei muss her. Sonst glaubt uns das keiner.«

Der tägliche Frührapport bei der Kreiskriminalpolizeiabteilung in Cottbus war soeben zu Ende gegangen, als der Anruf aus Lakoma die Kripo erreichte. Der Viehdiebstahl fiel in die Kompetenz des Sachgebietes K2. Polizeioberwachtmeister Modzynski wurde mit der Untersuchung des Falles beauftragt.

Der langaufgeschossene Mittdreißiger, dessen Dialekt den Umsiedler aus dem Oberschlesischen verriet, gehörte noch nicht lange zur Cottbuser Kriminalpolizei. Eine Personalbeurteilung bescheinigte ihm eine gehörige Portion Gewitztheit. Modzynski forderte einen Fährtenhundeführer an. In einem alten Hansa, der während der Fahrt beängstigend klapperte, machten sie sich auf den Weg nach Lakoma.

Der Bürgermeister, Marie Perko und ihr Vater standen auf dem Hof. Eine Handvoll neugieriger Nachbarn lungerte vor dem Tor herum. Modzynski forderte die Leute zum Heimgehen auf, zu sehen gäbe es sowie nichts. Und ebenso forsch, wie er begonnen hatte, befragte er der Bäuerin und ihren Vater.

»Der Lichtschein hinter dem Gartenzaun hat Ihnen nicht zu denken gegeben?« Ungläubig schüttelte er den Kopf.

»Doch, doch!«, erklärte der alte Perko eilfertig. »Ich habe sofort in den Ställen nachgesehen. War aber alles in Ordnung.«

Und Marie fügte hinzu: »Manchmal scheint auch das Licht von der Bahnstrecke rüber. Da kann man sich schon irren.«

»Ein teurer Irrtum – 'ne zwei Zentner schwere Zuchtsau!«

Modzynski und der Hundeführer untersuchten den Stallgang. Keine verwertbaren Spuren. Dann nahmen sie sich das Terrain

hinter dem Klinkerbau vor. Noch immer war es bitterkalt, und die Sonne, die tief am Himmel hing, hatte noch nicht die Kraft, den Reif von den erfrorenen Gräsern abzutauen. Ziemlich deutlich zeichneten sich vier schmale Reifenspuren und ebenso viele Schuhspuren ab. Quer über die Wiese hinter dem Gehöft führten sie, bis zum Ufer des Hammergrabens.

»Fahrradreifen!«, stellte der Hundeführer fest.

»Zwei Täter also«, schlussfolgerte Modzynski lakonisch. »Einmal Anmarsch zum Tatort und einmal Rückweg. Jeder hat eine Schweinehälfte geschleppt. Jetzt bin ich aber gespannt, wohin deine Asta uns führen wird.«

So groß die Erwartung war, die der Polizeioberwachtmeister in die Fähigkeiten der schwarzen Hündin setzte, kurze Zeit später musste er sie restlos begraben. Das brave Tier zog zielstrebig am Bachufer entlang, bis zur Asphaltchaussee Cottbus–Peitz, die nur knapp hundert Meter hinter dem Gehöft verlief. Am Straßenrand legte die Hündin ab.

»Zu viele Fremdgerüche!«, kommentierte der Hundeführer mit einem Achselzucken. »Da ist nichts mehr zu machen.«

Verärgert bestellte Modzynski Marie Perko zum Gemeindevorsteher, wo er auf der Schreibmaschine des Bürgermeisters ein Anzeigenprotokoll tippte.

Noch am gleichen Tage erhielt die Anzeige eine Registrierungsnummer und war damit zu einem offiziellen Aktenvorgang in der Kreiskriminalpolizei geworden. Einer von achtzehn Vorgängen, die allein dem Polizeioberwachtmeister zur Untersuchung auf dem Tisch lagen. Modzynski war auch in den nächsten Tagen im Fall Lakoma nicht untätig. Zum wiederholten Male befragte er die Einwohner des Dorfes, sprach mit den Kameraden der Schutzpolizei im zuständigen Landrevier und überprüfte die Alibis von Leuten, denen man einen solchen »Bruch« im Allgemeinen zutraute. Das Ergebnis aller Bemühungen war gleich Null. Es gab keinen einzigen Hinweis auf die Viehdiebe von Lakoma.

Doch die Tatsache, dass der Stall der Perkos erwiesenermaßen unverschlossen geblieben war, spukte dem Polizeioberwachtmeister durch den Kopf. So viel Sorglosigkeit konnte er sich ein-

fach nicht vorstellen. So formte sich in ihm der Verdacht, dass die Hofbesitzerin bei dem Diebstahl womöglich selbst die Finger im Spiel hatte. »Eine ganz einfache Rechnung«, begründete er seine Vermutung vor dem Sachgebietsleiter. »Die Bäuerin lässt das Schwein von einem Komplizen aus dem Stall holen, gemeinsam verscherbeln sie das Fleisch, und sie geht dann zur Gemeinde, um den angeblichen Diebstahl dem Bürgermeister zu melden, damit ihr Ablieferungssoll gekürzt wird.«

Der vorgesetzte Polizeimeister wiegte zweifelnd den Kopf. »Mag sein, dass es Bauern gibt, die mit den Schwarzhändlern unter einer Decke stecken, aber die Kleinbauern sind es in der Regel nicht. Die haben selber Mühe, mit der Familie über die Runden zu kommen. Und was deinen Verdacht gegen die Perkos betrifft, da braucht es Beweise. Sechs Tage Frist für die Ermittlungen. Hast du dann noch immer nichts Brauchbares vorzuweisen, wird der Vorgang eingestellt.«

Modzynski fand keinen Anhaltspunkt, der seinen Verdacht erhärten konnte.

Zwei Tage später rief man ihn nach Brahmow-Ausbau. Über Nacht war in der Ansiedlung eine Färsen gestohlen worden. Die Täter hatten sie, wie in Lakoma, an Ort und Stelle abgeschlachtet.

Chef der Kreispolizeibehörde war im Frühjahr 1949 Walter Thoss. Der Mann hatte in den Reihen der Internationalen Brigaden für die spanische Republik gekämpft. Thoss residierte in einem langgestreckten Raum, dessen hohe Decke mit Stuckornamenten verziert war. Stalin, Thälmann und der brandenburgische Ministerpräsident Karl Steinhoff blickten von den Wänden herab, dem kampferprobten Kommunisten gleichsam über die Schulter, der in einem Stapel Personalakten wühlte. Thoss hatte Kursanten für einen Lehrgang an der Landespolizeischule in Biesenthal zu benennen. Die Personalfuktuation in der brandenburgischen Polizei wollte einfach nicht zur Ruhe kommen. Eine Strukturreform jagte die andere. Nachdem der gesamte Polizeiapparat in den fünf Ländern der Sowjetischen Besatzungszone im Juli 1948 der Deutschen Verwaltung des

Innern unterstellt worden war, verstärkte die Führung in Berlin-Wilhelmsruh den Kurs auf die weitere Zentralisierung und Vereinheitlichung des Polizeiwesens. Mit Beginn des Jahres 1949 wurden die Kriminalämter den Kreispolizeiamtern angegliedert, einheitliche Dienstgrade eingeführt und eine umfassende Personalsäuberung in Szene gesetzt. Wer Angehörige in gerader Linie in den Westzonen hatte oder während des Krieges in amerikanische, britische oder französische Kriegsgefangenschaft geraten war, hatte den Polizeidienst zu quittieren.

Thoss' Sekretärin öffnete die Tür. »Es ist 9 Uhr. Die Kameraden warten im Vorzimmer.«

Der Oberkommissar schob die Akten zur Seite, blickte zur Uhr. Da hätte er beinahe den Wochenrapport seiner Revier- und Abteilungsleiter vergessen. »Nischt wie rein mit den Leuten!«, befahl er salopp.

Die Männer drängten über die Schwelle. Sie platzierten sich um den langen, mit einem verblichenen Fahnentuch bedeckten Tisch. Thoss erläuterte das allgemeine Kriminalitätsgeschehen im Land Brandenburg – Buntmetalldiebstähle, Großviehdiebstähle und die trotz behördlicher Verbote anhaltenden Hamsterfahrten –, bevor er sich den aktuellen Ereignissen im Großraum Cottbus zuwandte.

»Wie weit sind die Ermittlungen im Bahnpolizeiamt gediehen?«, wollte er vom Leiter der Kripo wissen.

Der neunundzwanzigjährige Kommissar Horst Schade, der die Frage erwartet hatte, bekannte mit betretener Miene: »Wir haben noch immer keinen konkreten Hinweis, nur allgemeine Vermutungen. Die K5-Vernehmer von der Landesbehörde lassen sich nicht gern in die Karten gucken, aber soviel ich weiß, sind sie der Auffassung, dass der Bahnpolizist Demmler mit der Waffengeschichte zu tun haben könnte. Es gab da Verbindungen zum geflüchteten Bapo-Chef im Westberlin. Der Mann sitzt bei den sowjetischen Behörden ein. Die lassen niemanden ran.«

»Und der Waffenmeister? Der Mann aus der Bekleidungskammer? Und die übrigen Leute?«

»Kommen alle vor Gericht. Wegen fahrlässiger Handlungsweise bei der Aufbewahrung von Schusswaffen. Bei einem der

Männer hat sich übrigens herausgestellt, dass er auf dem Personalfragebogen seine frühere Zugehörigkeit zur NSDAP und zur SS verschwiegen hatte.«

»Naja, wenigstens ein Erfolg für die K5«, lobte der Oberkommissar. Er kam auf die Großviehdiebstähle zu sprechen, für deren Bekämpfung die Potsdamer Landesbehörde eine neunköpfige »Operativgruppe C« ins Leben gerufen hatte. Inzwischen lagen erste Ergebnisse vor. Vier Banden waren in den ersten beiden Monaten des Jahres 1949 gefasst worden. Allein 34 Schweine, 12 Rinder, 11 Schafe und 41 Stück Kleinvieh gingen auf das Konto einer einzigen Gruppe, die von Westberlin aus operierte und obendrein bewaffnet war. »Eine Fleischmenge«, behauptete Thoss, »die ausgereicht hätte, etwa dreizehntausend Personen der Kartengruppe IV einen Monat lang zu versorgen.«

Horst Schade nickte. »Eine verarbeitete Kuh bringt in Westberlin 40 000 Mark. Dafür lohnt sich schon ein Risiko.«

»Deshalb dürfen wir die Diebstähle in Lakoma und in Brahmow nicht auf die leichte Schulter nehmen«, mahnte Thoss.

»Ein Schwein oder eine Kuh kann man nicht in der Hosentasche wegtragen«, brummte der Leiter des II. Polizeireviers, der früher sein Brot als Landarbeiter verdient hatt. »Da braucht es schon ein Auto.«

»Die Beute gelangt vermutlich auf der Autobahn nach Westberlin«, behauptete Thoss. »Das geht am schnellsten. Wir müssen die Kontrollpunkte am Stadtrand besetzen.«

»Die Leute schieben Überstunden noch und noch! Das halten wir nicht ewig durch!«, warnte Thoss' Stellvertreter.

Walter Thoss berief sich auf den Tagesbefehl Nr. 1 des Inspektors der brandenburgischen Schutzpolizei. Der entbinde keinen von der Pflicht, die angewiesenen Kontrollmaßnahmen durchzusetzen.

Wenige Tage später, am 8. März 1949, stellte der Polizeioberwachtmeister Modzynski die Ermittlungen in Lakoma ein. Weder er noch sein Sachgebietsleiter ahnten zu dieser Stunde, das der Fall noch am selben Abend in Cottbus-Ströbitz seine dramatische Fortsetzung erfahren sollte.

Die Männer am Stammtisch in der Ströbitzer Gaststätte »Neue Welt« droschen einen kiebigen Skat. Flinke Finger warfen die Karten auf den Tisch. Gegen Ende des Spiels, als die Männer die Trümpfe zählten, gerieten sie aneinander.

Hedwig Hendriock, die dreiundzwanzigjährige Kellnerin, interessierte sich herzlich wenig für den Streit am Stammtisch. Gelangweilt blätterte sie in der »Märkischen Volksstimme«, die Paul Kirstein, der Wirt, für seine Gäste abonniert hatte. In den »Süd-Lichtspielen« lief der DEFA-Film »Träum nicht, Annette«, im Gewerkschaftshaus bereitete man das Cottbuser Tanzturnier 1949 vor, und für die Kleiderpunktkarte waren Männersocken aufgerufen.

Hedwig blickte zur Wanduhr über der Theke, aber die sechs Gäste am Stammtisch machten keine Anstalten, ihre Zeche zu bezahlen.

Von der nächtlichen Straße drang Motorengeräusch herein. Unweit des Lokals tuckerte ein Lastkraftwagen im Leerlauf. Autotüren klappten.

Haben wohl von ihren Kontrollen noch immer nicht genug, dachte Hedwig. Schon am frühen Nachmittag hatten zwei Polizisten in der Chausseestraße Posten bezogen. Direkt vor der »Neuen Welt« hielten sie die Autos an, um Papiere und Ladungen zu kontrollieren. Ob die jemand suchen? Die Kellnerin wandte sich dem Radio zu, drehte an der Senderskala. Mit halbem Ohr hörte die junge Frau, wie der LKW auf der Straße wieder losfuhr. Genau in dem Augenblick waren zwei, drei dumpfe Schläge zu vernehmen; beinahe so, als platzten Autoreifen.

»Das waren doch Schüsse!«, rief einer der Gäste. Er warf die Spielkarten auf den Tisch.

Die Kellnerin reagierte zuerst. Vorsichtig schob sie die Lokaltür auf und spähte auf die Straße. Über der Fahrbahnmitte hing eine Lampe, die im Nachtwind unruhig pendelte. In ihrem diffusen Lichtschein erkannte Hedwig Hendriock eine Gestalt, die am Straßenrand lag. Dahinter, nur wenige Schritte entfernt, lehnte ein Fahrrad an einem Baum. Eine zweite Gestalt torkelte auf den Gaststätteneingang zu, knickte in den Knien ein,

raffte sich wieder auf. Beim Anblick des schmerzverzerrten Gesichts fuhr die junge Frau zurück. Sie stürzte in die Küche.

»Herr Kirstein! Herr Kirstein, kommen Sie schnell! Da draußen ist ein Unglück passiert!«

Paul und Helene Kirstein sprangen auf, liefen in den Schankraum. Da wurde die Lokaltür aufgestoßen, ein Polizist wankte über die Schwelle. »Hilfe!«, stöhnte er. »Leute helft mir doch!« Er stand gekrümmt, presste die Hände auf den Unterleib.

Helene Kirstein kannte den Mann. »Aber Herr Bartusch«, rief sie, »was ist denn passiert?«

»Ich ... ich ... wir ...«

Der Polizeihauptwachtmeister schlug zu Boden. Sein dunkelblauer Mantel war blutdurchtränkt. Die Pistolentasche, in der die schwere Nullacht am Koppel hing, war noch geschlossen. Der Polizist hatte keinen Schuss abgefeuert.

»Ruf die Polizei an, Paul!«, befahl Helene Kirstein resolut. »Sag, die sollen einen Krankenwagen schicken. Sofort!« Sie holte eine Decke herbei und schob sie dem Schwerverletzten unter den Kopf. Langsam öffnete der Polizist die Augenlider.

»Wer hat geschossen, Herr Bartusch? Russen?«

»Ein Mann ... ein Zivil ... Wir ... haben das Auto angehalten ... und kontrolliert.« Der Polizist verstummte abrupt. Schmerzen wühlten in seinem Leib, die ihn zu kurzen hechelnden Atemzügen zwangen. Schweißtropfen perlten über seine Stirn. »Der ... Ausweis war nicht in Ordnung ... Wir wollten den Mann zur Wache bringen ... Er ... ist ausgestiegen und ... und hat geschossen. Kube liegt draußen. Ich glaube, er ... er ist tot ...«

»Den Namen des Mannes, Herr Bartusch!«, drängte Helene Kirstein. Die Stimme des Angeschossenen war immer leiser geworden. Helene beugte sich zu seinem Mund herab. Sie erkannte sehr wohl, wie es um den Verletzten stand.

Der Polizist deutete ein Kopfschütteln an. »In ... in meiner Tasche ... der Ausweis ...«, ächzte er erschöpft, während fahle Blässe sein Gesicht überzog.

Der Dienstwagen der Mordkommission, ein dunkler Opel P4, stoppte vor der »Neuen Welt«. Hermann Siebert stieg aus dem Fahrzeug. Der hochgewachsene, ein wenig gebeugt gehende

Kommissar war fremd in der Stadt. Siebert gehörte zur Landeskriminalpolizeiabteilung. In den letzten beiden Jahren hatte er die Mordkommission in der Kriminaldienststelle Bernau geleitet, und war nach deren Auflösung dem neugebildeten Dezernat C – Delikte gegen einzelne Personen – in Potsdam zugeteilt worden. Seit zwei Tagen weilte Siebert im Zusammenhang mit einer anderen Straftat in Cottbus. Die neuerliche Verbrechensmeldung hatte ihn in einem schäbigen Hotelzimmer erreicht.

Siebert blickte zur Uhr. 0.30 Uhr. Die Straßenbeleuchtung war abgeschaltet worden. Stromsperre. Das Funzellicht der Taschenlampen reichte kaum aus, um den Körper des Toten zu erkennen. Ein Schuss in den Rücken hatte Wachtmeister Kubes Leben ausgelöscht. Der anwesende Arzt füllte ungerührt den Totenschein aus. Das unsägliche Grauen des Krieges hatte ihn abgestumpft.

Mit zusammengekniffenen Augen blickte Siebert die nasse Straße hinunter. Eine Handvoll ein- und zweistöckiger Wohnhäuser schloss den Stadtrand in Richtung Kolkwitz ab. Neben dem Lokal kreuzte die Kleine Ströbitzer die Chausseestraße. Ahornbäume reckten zu beiden Seiten der Chaussee ihre kahlen Äste in den nachtdunklen Himmel.

Der Tote lag am rechten Straßenrand. Unweit von ihm lehnte sein Fahrrad an einem Baum. Neben dem Drahtzaun entdeckten die Kriminalisten Blutspuren und, etwas weiter entfernt, vor einem Mast der Städtischen Stromversorgung, einen einzelnen Handschuh, wie er zu Polizeiuniformen getragen wurde.

»Kamerad Siebert!« Der Kriminaltechniker hatte zwei leere Geschosshülsen aus dem Schneematsch im Rinnsteig geklaubt und hielt sie dem Polizeikommissar hin. »Kaliber neun Millimeter. Rechtsauswerfer«, schätzte er sachkundig ein. »Könnte von einer Parabellum stammen. Vielleicht 'ne Nullacht.«

Siebert nickte und begann, das Geschehen zu rekonstruieren. Der Mörder musste kurz hinter Kube und Bartusch gestanden haben, als er seine Waffe zog und schoss. Warum hatten die beiden Kameraden ihm den Rücken so überaus vertrauensselig zugekehrt? Das schmale, faltendurchzogene Gesicht des Kommissars verdüsterte sich. Die jahrelange illegale Tätigkeit, die

Siebert als Kurier einer kleinen, aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangenen Widerstandsgruppe gegen die Nazis im Norden Berlins ausübte, hatte ihn gelehrt, zu welcher tödlichen Gefahr sich Vertrauensseligkeit auswachsen kann.

Siebert wandte sich dem Lokal zu. Große Rundbogenfenster beherrschten die Fassade des zweistöckigen Klinkerbaus. Der Kommissar betrat den Schankraum in dem Augenblick, als das Elektrizitätswerk die Stromsperre aufhob. Hedwig Hendriock und das Ehepaar Kirstein blinzelten am Stammtisch in das aufblackernde Licht.

»Mordkommission – Siebert!«, stellte er sich vor und forderte die Anwesenden mit einer knappen Kopfbewegung zum Erzählen auf. Er hörte ihnen zu, schweigend, mit nachdenklicher Miene, und erst am Schluss des Berichtes, als die Rede auf den Ausweis kam, hakte der Kommissar nach.

»Wo, sagten Sie, soll der Ausweis sein?«

»In der Manteltasche des Polizisten.«

»Haben Sie nachgesehen?«

»Ich kam gar nicht mehr dazu. Der Krankenwagen und Ihre Kollegen waren ja gleich da.«

»Soll ich im Krankenhaus anfragen?«, erbot sich einer der Uniformierten. »Kamerad Thoss ist bei dem Verletzten.«

»Danke!«, wehrte Siebert freundlich ab. »Ich muss sowieso ins Krankenhaus.«

Auf dem Korridor, in dem es wie in allen Krankenhäusern der Welt nach Desinfektionsmitteln und nach Äther roch, warteten Polizeioberkommissar Thoss und ein Mitarbeiter der Kreiskriminalpolizeiabteilung. Ungeduldig klopfte der Kreispolizeichef mit seinen Lederhandschuhen gegen den linken Handteller. Die Antwort auf Sieberts Gruß fiel mürrisch aus.

Ein Arzt kam aus einem der Zimmer. »Tja, es steht nicht gut um Ihren Kollegen«, sagte er. »Hat sehr viel Blut verloren. Offen gesagt – ich rechne mit dem Schlimmsten.«

»Können wir mit ihm sprechen?«

»Was denn, vernehmen?« Der Doktor fuhr auf. »Wissen Sie, was Sie da verlangen? Der Mann ringt mit dem Tode. Eine Vernehmung kommt überhaupt nicht in Frage!«

Hermann Siebert ließ sich nicht so leicht abwimmeln. »Sie tragen die Verantwortung für Ihre Patienten, Herr Doktor. Schön. Aber wir sind für die öffentliche Sicherheit verantwortlich. Wir müssen einen Mörder suchen. Nur unser Kamerad, der dort drinnen im Krankenbett liegt, hat ihn gesehen. Es muss doch möglich sein, ihm zwei oder drei Fragen zu stellen.«

»Ja, begreifen Sie denn nicht?«, setzte der Arzt erneut an.

Hermann Siebert fuhr ihm ins Wort. »Wollen Sie, dass der Mörder entkommt, Doktor? Dass er noch mehr Menschen umbringt?«

Achselzuckend kapitulierte der Arzt. »Aber nur in meinem Beisein. Und nur die allernotwendigsten Fragen!«

Auf Zehenspitzen traten Siebert, Thoss und der Arzt ins Krankenzimmer. Hauptwachtmeister Bartusch hatte die Augen geöffnet. Sein Atem ging schwer und stoßhaft. Der Doktor kontrollierte zuerst den Puls. »Ihre Kollegen müssen Ihnen ein paar Fragen stellen«, sagte er dann und gab Siebert einen Wink.

Der Kommissar beugte sich über das Krankenbett. »Verstehen Sie mich, Kamerad Bartusch?« Er wagte es nicht, laut zu sprechen, doch der Verwundete reagierte mit einem unmerklichen Nicken. Geradezu beschwörend sagte Siebert: »Sie haben ein Auto angehalten, nicht wahr? Was war das für ein Wagen?«

»Ein ... ein Opel-Blitz. Die ... die Nummer ...«

»Sie wissen das Kennzeichen? Sehr gut, Bartusch! Bitte, sagen Sie es mir.«

»S ..., SB ... 14 ...«

»SB 14«, wiederholte Siebert. »Und weiter!«

»Weiß nicht.« Der Hauptwachtmeister verstummte.

Siebert überlegte fieberhaft. »Sie haben einen Ausweis kontrolliert, Kamerad Bartusch? Wo ist er?«

Der Mund des Patienten bewegte sich nur noch schwach. Siebert las es mehr von den Lippen ab, als er es hören konnte: »Man ... Manteltasche ...«

Der Arzt deutete auf einen Stuhl, über dessen Lehne die Stationschwester die Uniform abgelegt hatte. Der Kreispolizeichef griff nach dem Mantel und zog eine graue Klappkarte hervor. Hermann Siebert fiel ein Stein vom Herzen. »Warum hat der

Mann geschossen?«, versuchte er, die Vernehmung noch einmal aufzunehmen. Doch er erhielt keine Antwort mehr.

Der Arzt erhob sich abrupt. »Tut mir leid, meine Herren, es ist sinnlos. Ihr Kollege hat das Bewusstsein verloren.«

Siebert mutete es wie ein Glücksfall an, als er bei seiner Rückkehr ins Kreispolizeiamt auf den Kriminaldauerdienst traf. Der Polizeimeister Kurt Brase tippte Sieberts Spitzenmeldung an die Landespolizeibehörde auf der Schreibmaschine.

LKPA Brandenburg / Dez. C – Mordkommission

z.Z. Cottbus, den 9.3.49

Gegen 23.30 erfolgte die tel. Meldung, dass an der Gaststätte »Neue Welt« in Cottbus-Ströbitz 2 Polizeiangehörige erschossen wurden. Von der in Cottbus anwesenden Mordkommission in Verbindung mit der Kriminaldienststelle wurde festgestellt, dass auf beide Polizisten geschossen wurden, als sie ein verdächtiges Auto kontrollieren wollten. Der Wachtmeister Kube ist seinen Verletzungen erlegen u. Haupt.Wm. Bartusch ist schwer verletzt. Er wurde ins Krankenhaus Cottbus gebracht.

Zu veranlassen ist, dass sofort alle Kontrollpunkte des Ringes um Berlin alarmiert werden. Über die DVdI ist das Polizeipräsidium in Berlin zu verständigen.

Dem wahrscheinlichen Täter wurde von dem schwerverletzten Hptm.Wm. Bartusch ein Ausweis mit folgenden Personalien abgenommen:

Nagursky, Hans

Beruf: Zementeur, geb. am 30.7.1923 in Bütow, wohnhaft Berlin-Nehringsdamm 81.

Personalbeschreibung: Gestalt groß, Gesicht oval, Augenfarbe braun, Haarfarbe blond. Besondere Kennzeichen: keine.

Vermerk: Durch anwesende Polizeiangehörige im Krankenhaus Cottbus wurde der schwerverletzte Bartusch befragt. Er sagt aus, daß der Täter mit einem LKW mit der Pol.Nr. SB 14 – weitere Ziffern unbekannt bis zum Kontrollpunkt gefahren kam. Sämtliche Reviere im Kreise sowie im Stadtbezirk wurden durch den O.v.D. der Schutzpolizei – Teske – verständigt.

Noch während Brase die letzten Zeilen tippte, läutete das Telefon. Siebert angelte nach dem Hörer. Das Gespräch währte nur kurz. Als der Kommissar wieder auflegte, war ein bitterer Zug in seinem Gesicht. Mit müder Geste strich er über sein schütteres, dunkles Haar und sagte zu Brase: »Füge einen Vermerk hinzu: Gegen 0.50 Uhr wurde die Mordkommission vom Krankenhaus Cottbus verständigt, dass der schwerverletzte Hpt.Wm. Bartusch seinen Verletzungen erlegen ist.«

Über den Dächern der Stadt kroch der neue Tag herauf. Seit Stunden arbeitete der Polizeiapparat auf Hochtouren. Telefongespräche wurden geführt, Aussagen zu Protokoll genommen, in den Archiven gesucht und verglichen. Noch in den frühen Morgenstunden legten die Männer vom Erkennungsdienst ein erstes Ergebnis vor. Hermann Siebert musterte die graue Klappkarte im Format DIN A 5. Neben dem Lichtbild einer männlichen Person prangte ein schwarzer Daumenabdruck als sicheres Merkmal zur Identifizierung des Kennkarteninhabers.

Der Kriminaltechniker referierte: »Wir haben es bei dem Dokument mit einem behelfsmäßigen Personalausweis mit der Seriennummer F 0169701 zu tun. Die Kennkarte wurde am 2. September 1947 beim Polizeirevier 102 in Berlin-Schöneberg ausgestellt. Allerdings«, hier legte der versierte Fachmann eine bedeutungsschwangere Pause ein, »ist der Ausweis verfälscht.«

Siebert zog die Brauen hoch. »Der Mann ist nicht Nagursky?«

»Das will ich nicht behaupten. Aber Tatsache ist, dass das Passfoto nachträglich eingeklebt wurde. Die Stempellinien sind mit Tinte nachgezogen. Ziemlich geschickt, sodass ich auf einen Profi in der Fälscher-Branche tippe.«

Siebert starrte auf das Lichtbild. Er sah einen jungen Mann von Mitte Zwanzig. Harmlos, nicht unfreundlich, dunkelblondes Haar. »Gebt das Foto zu den Fahndungsfritzen«, sagte er. »Die sollen ihre Kartei durchsehen. Wer so rabiat vorgeht, hat bestimmt noch mehr auf dem Kerbholz.«

Sieberts Weisung erwies sich als goldrichtig. In einem überdimensionalen Fotoalbum, das die Lichtbilder der erkennungsdienstlich behandelten Straftäter enthielt, entdeckten die Fah-

der ein Polizeifoto, das dem Passbild im Nagursky-Ausweis bis aufs Haar glich. Die Bildunterschrift lautete: »Andre, Siegmund. Geboren am 9. April 1923 in Stry. Aufenthalt unbekannt.«

Polizeimeister Malig wusste noch mehr über den Mann. »Andre hat einige Zeit in Cottbus gewohnt. Wurde mehrmals wegen Schlägerei und Diebstahlsverdacht festgenommen. Ist aus dem Polizeigewahrsam geflüchtet.«

»Sucht seine früheren Wohnadressen auf. Alle Bekannten und die ehemaligen Kontaktpersonen überprüfen.«

Auch in der Kraftfahrzeuginspektion war man nicht untätig. Sechzehn LKW vom Typ Opel-Blitz liefen im Großraum Cottbus. Die Angestellten der Zulassungsstelle filterten sämtliche Karteikarten heraus. Darunter befand sich kein Fahrzeug, dessen polizeiliches Kennzeichen mit der Nummer SB 14 begann.

»Ich denke, der Bartusch hat sich geirrt«, bewertete Siebert das Ergebnis, während sein Potsdamer Kollege, Polizeikommissar Gladitz, zu der Auffassung neigte, das Kennzeichen sei, wie der Ausweis, als Fälschung anzusehen.

Siebert verlor dennoch nicht den Mut. Oberkommissar Thoss und der Cottbuser Kriпочef, Horst Schade, unterstellten ihm zehn Kriminalisten für die Kfz-Fahndung. Hermann Siebert wies die Leute ein. »Ihre Aufgabe ist die Überprüfung der Fahrzeugeigner. Lassen Sie sich dazu die Fahrtenbücher vorlegen, und erfragen Sie die Alibis der Fahrer!«

Um die zweite Mittagstunde stand der gesuchte Opel-Blitz auf dem Garagenhof des Kreispolizeiamtes. Das sechseckige Kennzeichen zeigte auf schwarzem Grund die Fahrzeugnummer SB 23-0384. Der Fuhrunternehmer, ein Mittfünfziger in einer abgewetzten Lederjoppe und blankgewischsten Stiefeln, wurde den Potsdamer Mordkommissaren Siebert und Gladitz vorgeführt. Nervös trat der Mann von einem Bein auf das andere. Die Mütze mit einem lackledernen Schirm wanderte unablässig zwischen seinen schweißfeuchten Handflächen hin und her.

»Sie heißen Hans Milarsch, geboren am 19. Juli 1894 in Wehlau«, eröffnete Siebert das Verhör. »Laut Fahrtenbuch sind Sie gestern, am 8. März, in Potsdam gewesen?«

»Nu ja doch. Im Auftrage des Revisions- und Handelsverbandes mit einer Ladung Aluminiumtöpfe. Mein Jungchen, der Hans-Joachim, war mit bei.«

»Sie wissen, weshalb man Sie hergebracht hat?«

»Jeht doch bestimmt um den Burschen, den wir jestern Abend von Potsdam mitjenomm'n haben.«

»Sie kennen den Mann?«

»Nei, nei, das nu nich!«

»Ist es der hier?« Gladitz schob die Kennkarte über den Tisch und legte das Polizeifoto daneben.

Milarsch nickte lebhaft. »Der, jawoll! Jenau der isses!«

»Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?«

»Nuja, das war in Potsdam am Bahnhof. Mein Jungchen startete schon den Motor, während ich noch mal den Reifendruck kontrollierte. Da stand das Bürschchen plötzlich neben mir, fragte, ob wir ihn nach Cottbus mitnehmen könn'n.«

»Auf Ihrem Firmenschild steht Dissenchen«, hielt Siebert ihm vor. »Woher wusste der Mann, dass Sie aus Cottbus sind?«

Milarsch wedelte mit der Mütze. »Hab ich ihn auch jefragt. Am Kennzeichen, hat er jesagt, und er wüsste in Cottbus Bescheid.«

»Er ist im Fahrerhaus mitgefahren?«, fragte Gladitz, und als der Fuhrunternehmer bejahte: »Die Fahrt ist langweilig, da unterhält man sich doch. Worüber haben Sie gesprochen?«

»Nuja, über dies und das. Über das Wetter, die schwierige Jeschäftslage, über die Versorjung ...«

»Hatten Sie den Eindruck, dass der Mann in Cottbus wohnt?«

»Bescheid jewusst hat er schon, aber der sprach auch polnisch und russisch, und tschechisch konnt'er auch 'n bisschen. Hat er uns jedenfalls erzählt.«

»Seine Adresse hat er Ihnen nicht genannt?«

»Nei, hat er nich. Am Berliner Platz sollten wir ihn absetzen.«

»Auf welcher Fahrtroute sind Sie gekommen?«

»Bis Vetschau auf der Autobahn, dann über Kolkwitz und Ströbitz.«

»Dort war ein Polizeiposten?«

»Nu ja doch.«

»Jetzt lassen Sie sich nicht jeden Satz aus der Nase ziehen!«,

blaffte Gladitz ungehalten. »Was am Kontrollpunkt passiert ist, sollen Sie uns erzählen!«

Der Fuhrunternehmer zog die Achseln hoch. »Die Herren Polizeibeamten hielten uns an. Zulassung, Frachtpapiere und unsere Ausweise wollten sie sehen. Dann kontrollierten sie den Ausweis von unserm Fahrjast. Irgendwas hatten'se zu beanstanden. Sie sagten, dass er aussteigen soll ...«

»Und weiter?«

»Nuscht is weiter«, beteuerte Milarsch. »Ich fragte, ob wir weiterfahren könn'n. Wir hatten ja nix mit dem Mann zu schaffen. Der Beamte winkte, und da sind wir losjefahren.«

»Haben Sie die Schüsse gehört?«

»Die Schüsse – um Gottes willen, lieber Mann, was reden Sie da bloß? Wir haben nuscht und jar nix mit der Sache zu schaffen. Wir haben ihn doch bloß mitjenomm'. Für 'ne Handvoll Zijarettchen.«

Siebert überlegte. Die Geschichte mochte stimmen, doch jenes gesunde Quäntchen Misstrauen, das einem gutem Kriminalisten zu eigen ist, gemahnte zur Vorsicht. Siebert nahm sich vor, das wirtschaftliche Umfeld des Fuhrunternehmers und seine Verbindungen durchleuchten zu lassen.

»Ich hoffe, Herr Milarsch, Sie sind sich darüber im Klaren, dass eine falsche Aussage als Mordbegünstigung bestraft wird?«

»Is die reine Wahrheit, Herr Kommissar.«

Kommissar Gladitz sagte: »Für uns ist wichtig, wie der Mann gekleidet war. Beschreiben Sie ihn, so gut Sie es können!«

»Nu ja, so'n dunklen Mantel hat er anjehabt. Fischjrätenmuster, oder wie das heißt. Um den Hals 'nen weißen Schal. Dunkle Hose, schwarze Schuhe ... Sah janz schnieke aus.«

Gladitz hatte mitgeschrieben. »Keine Kopfbedeckung?«

»Doch, doch. Dunkelbraune Schirmmütze. Hätt ich beinah vergessen.« Milarsch lächelte schuldbewusst.

Eberhard Mengs trug einen grellfarbenen Schlips. Die graublaue Bundjacke und die modisch kurzen Röhrenhosen saßen ihm wie angegossen. Mengs hatte die Jacke aus einem Restposten erstklassigen Fliegeruniformstoffes selber genäht. An Selbstbewusst-

sein mangelte es dem sechzehnjährigen Schneiderlehrling nicht. Mengs nahm auf dem Stuhl Platz, den der Vernehmer, ein Polizeimeister Glatzel, ihm hinschob, schlug lässig die Beine übereinander und betrachtete gelangweilt seine Schuhe. Der junge Bursche hatte seine Erfahrungen mit der Polizei und war sich nicht ganz sicher, was sie diesmal von ihm wollten.

Der Polizeimeister legte eine Westberliner Kennkarte auf den Tisch. »Sie kennen diesen Mann?«

Mengs beugte sich vor. »Klar, ist doch Sigggi.«

»Welchen Sigggi meinen Sie?«

So spontan die erste Antwort gefallen war, er schien jetzt eine unbestimmte Gefahr zu wittern, drehte den Kopf hin und her und sagte äußerst vage: »Naja, der Sigggi eben.«

»Nun mal nicht so bescheiden, Mengs!«, spöttelte Glatzel. Er fasste den Schneiderlehrling fester ins Auge. »Wir wissen ziemlich genau, dass ein gewisser Andre zum Kreise Ihrer Kumpel gehört. Im Übrigen sitzen Sie hier nicht beim Einbruchsdezernat, sondern bei der Mordkommission!«

Mengs' Gesicht verfärbte sich. »Wieso?«, stotterte er erschrocken. »Was hat Sigggi mit Mord zu tun?«

»Die Fragen stelle ich!«, bellte Glatzel. »Und von Ihnen will ich jetzt klipp und klar wissen, wer der Mann auf dem Passfoto ist? Also raus mit der Sprache!«

Mengs beugte sich unter dem scharfen Kommandoton. »Das ist Siegmund Andre«, bestätigte er eingeschüchtert.

»Wann und wo haben Sie ihn kennengelernt?«

»Durch meinen Bruder. Der hat ihn, das muss Ende 1947 gewesen sein, mal mit nach Hause gebracht. Damals waren sie im ›Schützenhaus‹ zum Tanz und wurden wegen einer Schlägerei von der Polizei festgenommen.«

»Wann haben Sie Andre zum letzten Mal gesehen?«

»Der war später noch mal bei uns in der Wohnung.« Der Schneiderlehrling dachte nach. »Letztes Jahr, glaube ich, im November. Fragte nach meinem Bruder.«

»Stehen die beiden etwa noch in Verbindung?«

Mengs sah den Polizeimeister mit großen Augen an. »Ralf ist doch schon lange in der Westzone.«

mund Andre auf schnellstem Wege aufzuspüren und unschädlich zu machen.

Die Fahndung lief auf vollen Touren. In allen Polizeirevieren, an Litfaßsäulen und Anschlagbrettern, auf Bahnhöfen und in den öffentlichen Verkehrsmitteln in Cottbus hingen ab 11. März die rotumrandeten Plakate aus, die zur Mitfahndung aufriefen. Die Polizei bat, sachdienliche Hinweise über verdächtige Personen und Kraftfahrzeuge der nächsten Polizeidienststelle mitzuteilen. Vertraulichkeit, so hieß es, würde gewahrt.

Ein Ring aus bewaffneten Polizisten war um die Kreisstadt gelegt worden. Auf den Bahnhöfen, in Zügen und Wartesälen fahndete die Bahnpolizei. Hotel- und Fahndungsstreifen der Kripo patrouillierten durch die Stadt. Manche Mitteilung, die der Polizei in diesen Tagen zuging, erwies sich als blinder Alarm. Aber jede neue Meldung nährte die Hoffnung, den Schlupfwinkel des Mörders endlich im Visier zu haben.

Dann, am 12. März, meldete sich der Zeuge Karl Teumerle. Der Mann in der gesteppten Russenjacke arbeitete als Kraftfahrer und Dolmetscher bei der sowjetischen Kommandantur in Cottbus. Teumerle gab zu Protokoll: »Im Sommer 1946 lernte ich in der Cottbuser Badeanstalt den auf dem Steckbrief abgebildeten Siegmund kennen. Sein richtiger Name lautet nämlich Zygmund Andrezy ...«

»Augenblick mal!« Mit einer schnellen Handbewegung stoppte Siebert den Kriminalangestellten hinter der Schreibmaschine. Polizeihauptwachtmeister Kasprzik, ein dunkelhaariger, etwas bulliger Typ, tippte das Vernehmungsprotokoll. »Sagten Sie Andrezy?«

Teumerle bejahte. »Der Gesuchte ist Pole. Wissen Sie das nicht? Kam während der Nazizeit als Zwangsarbeiter nach Deutschland. Hat seinen Namen eingedeutscht und nennt sich seitdem Siegmund Andree, mit zwei e sozusagen.«

»Das wussten wir nicht«, gab Siebert zu. »Erzählen Sie weiter.«

»Im Oktober 1948 war ich mit Andree im Gartenlokal ›Neuholland‹ verabredet. An diesem Abend sagte er mir: ›Karle, ich darf nicht so viel trinken. Ich muss immer meinen Kopf klar haben.‹ Etwas später stellte ich fest, dass er eine Pistole in der

Tasche hatte. Wahrscheinlich eine belgische FN. ›Hast du denn keine Angst?‹, fragte ich. ›Wenn dich die Polizei schnappt, bist du doch dran?‹ Er lachte nur und meinte: ›Karle, die kriegen mich nie!‹ Soviel ich weiß, lebt Andree in Berlin, im englischen Sektor, macht drüben irgendwelche Geschäfte.«

Kasprziks Schreibmaschine ratterte.

›Das letzte Mal‹, sagte Teumerle, ›habe ich Andree vor drei Tagen gesehen, am 9. März. Um die Mittagsstunde war das. Zündkerzen sollte ich für den Steier-PKW der Kommandantur besorgen. Als ich in der Lausitzer Straße vom Hof der Firma Bosch fuhr, sah ich einen Mann auf einem Damenfahrrad, der mir bekannt vorkam. Ich hupte, und er hielt prompt an. Es war Andree. ›Ich bin nur auf zwei oder drei Tage nach Cottbus gekommen, will Fleisch besorgen‹, erzählte er mir. Sah irgendwie gehetzt aus, der Junge. Jetzt weiß ich auch, warum.«

Hauptwachtmeister Kasprzik brachte die letzten Sätze zu Papier. Gerade wollte er die übliche Floskel ›vorgelesen, genehmigt und unterschrieben‹ tippen, da erklärte der Zeuge: ›Es gibt noch etwas, Herr Kommissar, was ich Ihnen sagen möchte.«

›Ja, ich höre.«

›Ich bin doch Fahrer bei der Kommandantur. Mein Chef ist Kapitän Sowjaszanow.« Siebert zuckte die Achseln. Mit dem Namen des sowjetischen Hauptmanns konnte er nichts anfangen. Dafür wusste Kasprzik, der ortsansässige Kriminalist, um so besser Bescheid. ›NKWD‹, kommentierte er knapp.

Der Zeuge nickte. ›Noch vor dem letzten Weihnachtsfest erfuhr ich in der Kommandantur, dass bei dem Einbruch im Bahnpolizeiamt Waffen gestohlen wurden. Wir fuhren zum Tatort und sahen uns dort um. Ein oder zwei Tage nach dem Einbruch lief mir Andree in der Forster Straße über den Weg. Gleich fragte er, ob ich schon von dem Einbruch und von der Verhaftung der Bahnpolizisten gehört hätte. Andree feixte und schilderte mir ausführlich, wie er den Diebstahl ausgeführt hat und welche Waffen er mitgehen ließ. Ich hab gefragt, was er mit den Pistolen eigentlich anfangen will, ob er sie versteckt hat. Wissen Sie, was er geantwortet hat? ›Eingefettet und gut aufgehoben, Karle, aber rosten werden sie nicht!‹«

Hermann Siebert konnte nicht länger an sich halten. Teumerles Offenbarung, noch dazu im lapidaren Erzählton vorgetragen, reizte den Kommissar, der selten die Ruhe verlor, bis aufs Blut. Mit hochrotem Kopf sprang er auf, zerrte die Freitagsausgabe der »Märkischen Volksstimme« aus seiner Aktentasche und drückte sie dem Zeugen in die Hand. »Haben Sie das gelesen?«

Karl Teumerle starrte auf den Zeitungsartikel.

Ernste Mahnung für Bahnpolizisten

Vor der Großen Strafkammer in Cottbus hatten sich der frühere Waffenmeister W., der Abteilungsleiter Kommissar L. und der Chef der Bahnpolizei, Kommissar G., wegen fahrlässiger Handlungsweise bei der Aufbewahrung von Schusswaffen zu verantworten. Durch ungenügende Sicherung der Schusswaffen des Bahnpolizeiamtes Cottbus gelang es einer Diebesbande, in den Aufbewahrungsraum einzubrechen und einen Waffen- und Bekleidungsdiebstahl durchzuführen. Nur dem wirklich ausgezeichneten Eindruck, den die Angeklagten vor Gericht hinterließen, haben die Angeklagten W. und L. es zu verdanken, dass ihre fahrlässige Handlungsweise nur mit Strafen von zwei Jahren Gefängnis bzw. einem Jahr und zehn Monaten Gefängnis geahndet wurde. Der Angeklagte G. wurde, da er nicht der unmittelbare Vorgesetzte des Waffenmeisters W. war, und durch sein außergewöhnlich großes Arbeitsgebiet nicht in der Lage war, die Tätigkeit der Angestellten ständig zu überprüfen, freigesprochen ...

»Haben Sie das gelesen?«, wiederholte Siebert lautstark. Der Zeuge nickte rasch.

Siebert atmete hörbar durch. »Seit einem viertel Jahr wissen Sie, wer hinter dem Waffendiebstahl steckt«, wetterte er, »aber Sie haben treu und brav geschwiegen!«

Teumerle zog schuldbewusst den Kopf ein. »Ich habe es doch gemeldet!«, verteidigte er sich kleinlaut.

»So? Und wem?«

»Dem Major Sowjaszanow.«

»Dem Major?« Siebert verlor die Fassung. »Sowjaszanow hat von Ihrer Begegnung mit Andree gewusst?«

»Er wollte den Polen selber schnappen. Dabei sollte ich ihm helfen.«

Sieberts Gerechtigkeitssinn rebellierte. Bereits im Dezember hätte man Andree zur Fahndung ausschreiben können. Wahrscheinlich säße er auch längst hinter Gitter, hätten Sowjaszanow und sein Zuträger nicht geschwiegen. Die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache zwang den Kommissar zum Nachdenken, gegen seinen Willen, wie er erschrocken feststellte, und in eine Richtung, die ihm immer weniger behagte. Waren Kube und Bartusch dem unsinnigen Rivalitätsgehebe des sowjetischen Sicherheitsdienstes gegenüber der deutschen Polizei zum Opfer gefallen?

Am 12. März 1949 gaben die Cottbuser Polizeiangehörigen ihren ermordeten Kameraden das letzte Geleit. Wachtmeister Johannes Kube, wie sein Kollege Hauptwachtmeister Bartusch postum zum Oberkommissar befördert, hinterließ fünf Kinder. Kurt Bartusch einen Sohn, der als Wachtmeister im Kreispolizeiamt diente.

Angehörige aller Polizeiparten marschierten im Trauerzug, der sich vom Alten Markt durch die Spremberger Straße in Richtung Südfriedhof bewegte. Hunderte Cottbuser säumten die Straßenränder. Ein Meer von Kränzen und Blumen. Unter den Klängen des Trauermarsches »Unsterbliche Opfer« senkten die Kameraden die beiden Särge ins Erdreich. Ein Zug Schutzpolizisten, der an den offenen Gräbern Aufstellung genommen hatte, schoss drei Salven Ehrensalue.

Niemand in dem langen Trauerzug hatte auf den Mann geachtet, der sich mit hochgeschlagenem Mantelkragen hinter der Bahnunterführung Görlitzer Straße in eine halbdunkle Toreinfahrt drückte. Aus der sicheren Deckung heraus beobachtete Siegmund Andree voller Hass und Hämie, wie man seine beiden Opfer zur letzten Ruhe trug.

Erstes Frühlingsahnen lag in der Luft. »Im März den Bauer die Rösser anspannt, dann setzt er Wiesen und Felder instand«, summt Gottlieb Zenk, während er den schmalen Weg am Priorgraben entlangradelt, der zu seinem Gartengrundstück

führte. Das schöne Wetter hatte ihn herausgelockt. Im Garten war noch ein Fleckchen Erde umzugraben. Das wollte er an diesem freundlichen Sonntagnachmittag in Angriff nehmen.

Der vierundsechzigjährige Gottlieb Zenk hatte sich vom Rotenarbeiter mühsam hochgedient, war Zugführer im Beamtenstand mit Pensionsberechtigung geworden. Mit dem Beamtentum war es ja nun vorbei, aber Zenks Haltung – geradlinig, ehrlich, pflichtbewusst – hatte sich um keinen Deut gewandelt. Nicht einmal im unseligen Kältewinter des Jahres 1947 war es ihm in den Sinn gekommen, Reichsbahnbriketts in seiner bauchigen Zugführertasche nach Hause zu schleppen.

Zenk erreichte den rostigen Drahtzaun, der sein Pachtgrundstück umschloss, stieg vom Rad und öffnete die altersschwache Lattentür. Unter dem nackten Geäst der Obstbäume ragte eine kleine Laube auf, ein windschiefer Schuppen. Zenk wandte sich der Laube zu, um den Spaten zu holen. Fluchend stellte er fest, dass das Vorhängeschloss aufgebrochen war. Diebe, war sein erster Gedanke. Er riss die Tür auf, stand verdutzt vor einem Fremden, der seelenruhig in dem morschen Korbsessel saß. Der Unbekannte grinste ihn an. Er hatte die rechte Hand im Mantelausschnitt versenkt und legte den Zeigefinger der linken bedeutsam auf die Lippen. Zenk sah, dass der kleine Finger fehlte.

Verdammt! Wo hatte er den Kerl schon mal gesehen? Der Steckbrief! schoss es Zenk im nächsten Moment durch den Kopf. Seit zwei Tagen hingen überall in der Stadt die roten Plakate mit der fettgedruckten Überschrift »Mord an zwei Volkspolizisten in Kottbus-Ströbitz!« Gar keine Frage, das Foto auf dem Steckbrief gehörte zu dem Mann, der in seiner Laube saß.

»Nanu, was ist denn hier los?«, stotterte Zenk.

»Nix!«, entgegnete der Fremde. »Gar nix! Am besten, du hast mich gar nicht gesehen! Aber wehe, wenn du den Mund aufmachst, dann ...!« Er lüpfte die Rechte im Mantelausschnitt.

Zenk registrierte die bedrohliche Geste. »Schon gut«, stammelte er, »schon gut. Ich habe nichts gesehen. Ich will bloß den Garten umgraben.«

Unter den wachsamen Blicken des Fremden tastete er nach dem Spaten und ging mit schleppenden Schritten den Garten-

weg hinunter. Die Gedanken überschlugen sich. Er stieß den Spaten ins Erdreich. Bei jeder Bewegung spürte er die lauernen Blicke des Fremden hinter der Laubentür. Was mache ich nur?, grübelte er fieberhaft. Der Mann ist doch ein Doppelmörder! Der wird von der Polizei gesucht. Warum ist er gerade bei mir untergekrochen? Links und rechts stehen doch noch andere Lauben, komfortabler als meine. Warum ausgerechnet bei mir?

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Zenk richtete sich auf, er stützte sich auf den Spatenstiel. Richtig. Der Mann war ihm schon mal über den Weg gelaufen. Vor Monaten, in der Nähe des Gartens, in ein Gespräch mit Tochter und Schwiegersohn vertieft. Also kannten die beiden den Burschen. Und es war kein Zufall, dass er sich Zenks Laube ausgesucht hatte? Andererseits – Adolf Demmler, der Schwiegersohn, gehörte zur Bahnpolizei. Wie ging das alles zusammen?

Gottlieb Zenk wollte Gewissheit. Er säuberte den Spaten und trug ihn zur Laube zurück.

»Hat keinen Zweck mehr«, brummelte er. »Wird bald dunkel.«

Der ungebetene Gast lachte schief. »Du weißt Bescheid, Opa! Versuch keine Tricks, sonst geht's dir an den Kragen!«

Die Enkelkinder lagen schon im Bett, als Gottlieb Zenk in der Wohnung seiner Tochter erschien.

»Ist was passiert, Vater?«, fragte sie, als sie den ernsten Gesichtsausdruck des Alten sah.

»In unserer Laube, Mädels, sitzt der Mörder. Sag, was habt ihr mit ihm zu schaffen?«

Die junge Frau zuckte zusammen. »Gar nichts, Vater. Was sollen wir mit dem zu tun haben?«

»Aber du kennst ihn. Ich hab euch doch zusammen gesehen!«

Sie durchquerte verlegen die Küche, nahm am wachstuchgedeckten Tisch Platz. »Was heißt kennen? Wir haben mal zusammen gesprochen, mehr ist da nicht.«

»Und was ist mit deinem Mann? Der ist bei der Bahnpolizei. Er sitzt seit Wochen im Arrest.«

»Das ist wegen der Waffen, Vater, die im Amt verschwunden sind. Du weißt doch, dass er Nachtdienst hatte. Nun hält man sich eben an ihn.«

Zenk nahm seine Mütze ab, wischte mit einem buntgewürfelten Taschentuch über das Schweißband. »Ich hoffe, du belügst mich nicht«, sagte er bedächtig. »Wir müssen zur Polizei, das Versteck anzeigen.«

Seine Tochter widersprach. »Bitte, Vater, mir zuliebe. Ich will in die Sache nicht reingezogen werden!«

Zenk schüttelte verzweifelt den Kopf. »So begreif doch, Mädel, der Mann ist ein Mörder! Früher oder später schnappen sie ihn doch. Dann werden sie alles aus ihm herausquetschen, wo er sich versteckt hielt, wer ihm geholfen hat. Willst du, dass man am Ende mit den Fingern auf uns zeigt – das sind die Komplizen eines zweifachen Mörders?« Zenk ließ sich auf den anderen Küchenstuhl fallen.

Seine Tochter schnitt ein gequältes Gesicht. »Und wenn wir noch ein oder zwei Tage warten, Vater? Vielleicht ist er bis dahin wirklich aus der Laube verschwunden, und wir haben überhaupt nichts mehr zu befürchten?«

Gottlieb Zenk ächzte. »Also gut, Mädel.« Er klammerte sich an den dünnen Strohalm der Hoffnung. Aber schon auf dem Heimweg überkam ihn erneuter Zweifel. Dieser Halunke im Garten hat zwei Menschen umgebracht, dachte er beklommen. Kaltblütig und rücksichtslos. Und ich, Gottlieb Zenk, hoffe, dass ihm die Flucht gelingt?! Ein Schauer erfasste den Vierundsechzigjährigen. Ächzend trat er in die Pedalen.

Am nächsten Tag erschien Zenk in Begleitung seiner Tochter im Kreispolizeiamt. Die junge Frau folgte ihm widerwillig. Zenks Gerechtigkeitssinn hatte über sämtliche Bedenken gesiegt.

Kommissar Siebert musterte den Mann in der Eisenbahneruniform skeptisch. Zenk war nicht der erste Besucher, der vorgab, den Aufenthaltsort des gesuchten Mörders zu wissen. Manche erkundigten sich zuerst nach der ausgelobten Belohnung, bevor sie willens waren, ihre Vermutungen preiszugeben. Nicht so Gottlieb Zenk. Er kam sofort zur Sache. Schon nach den ersten Sätzen erahnte Siebert die Gewissensqualen, die diesen Mann bedrückten.

»Ihre Entscheidung ist richtig«, sagte Siebert zur Beruhigung. »Das Gericht wird es Ihnen und Ihrer Tochter hoch anrechnen.«

Dann trat der Kommissar neben den Stadtplan an der Zimmerwand. Er winkte Zenk zur Karte. »Bitte zeigen Sie mir, wo Ihr Grundstück liegt.«

Hermann Siebert löste Alarm für die Festnahmegruppe aus, die seit Tagen in Bereitschaft lag. Er instruierte die Männer und schickte sie unter Führung des Cottbuser Kripochefs, Horst Schade, ein weiteres Mal in den Einsatz. Der wievielte seit dem Mordanschlag es war, wusste Siebert selbst nicht mehr.

Das Warten begann. Die Ungewissheit währte neunzig bange Minuten, dann schepperte das Telefon.

»Der Vogel ist ausgeflogen!«, meldete Schade. »Die Laube war leer.«

Wieder ein Fehlschlag, dachte Siebert voller Grimm und Enttäuschung. Er würde sein Fiasko den Vorgesetzten in der Landeskriminalpolizeiabteilung nicht vorenthalten können. Inspekteur Krauthause erwartete endlich eine Erfolgsmeldung, kein Wasserschöpfen mit grobmaschigem Sieb, wie er Sieberts Bemühungen in der letzten Lagebesprechung salopp kritisiert hatte.

»Hallo...? Hallo...? Sind Sie noch dran, Kommissar?«, tönte Schades Stimme aus dem Hörer.

»Ja, ich höre.«

»Ein paar Decken, Brot und Wurst liegen noch in der Laube. Andree scheint noch nicht lange weg zu sein. Sollen wir die Laube beobachten?«

»Ich denke, es ist besser, ihr zieht euch rasch aus dem Gelände zurück.« Siebert lachte kurz auf. »Wenn wir Glück haben, unternimmt der Fuchs einen Nachtausflug und kehrt bei Tagesanbruch zu seinem Bau zurück. Wäre doch schade, wenn er einen unserer Posten entdeckt.«

16. März 1949. Dieser Mittwoch war der achte Tag der Fahndung. Die Gartenkolonie lag in friedlicher Stille. Nur in der Ferne bellte ein Hund, war das Rollen eines Schwerlastgüterzuges auf der Ruhländer Strecke zu hören. Die Männer unter Sieberts Kommando schlichen vorsichtig auf dem holprigen Pfad voran. Für diesen Einsatz hatte der Kommissar sechs Cottbuser Kriminalisten ausgewählt, die sich in der Gegend auskannten.

Gegen 4 Uhr früh war der Alarm in den Unterkunftsräumen der Einsatzkommandos der Schutzpolizei ausgelöst worden. Karabiner wurden ausgegeben. Die Männer kletterten auf die Fahrzeuge und rollten in die vorgesehenen Bereitstellungsräume. Aus den russischen Kasernen im Norden und Süden der Stadt näherten sich Fahrzeugkolonnen der Roten Armee. Der Stadtkommandant hatte befohlen, die deutsche Polizeiaktion mit einer Abteilung sowjetischer Soldaten zu unterstützen.

Gegen 5.30 Uhr war das Gelände der Laubenkolonie abgeriegelt. Das Finale konnte beginnen. Hermann Siebert warf sich hinter einem Johannisbeerstrauch in Deckung. In breiter Linie schwärmten die Polizisten aus. Der Kommissar hielt den Kolben seiner Dienstpistole umklammert. Konzentriert spähte er zur Laube hinüber, musterte die fensterlose Giebelwand, tastete mit den Blicken die verfilzte Kletterstaudengruppe neben der Hütte ab, die ihm einen Teil der Sicht raubte. Die Sonne durchbrach den Horizont. Siebert wischte einige Tautropfen von seinem Gesicht. Keine leichte Sache, diese Festnahme, ging es ihm durch den Sinn. Andree ist ein Gewaltmensch, heimatlos, wurzellos. Einer, der eine kriminelle Vergangenheit hat, aber keine Zukunft. Der Krieg hat diese Typen hervorgebracht, die weder Furcht noch Skrupel kennen und auch vor einem rücksichtslosen Gebrauch der Schusswaffe nicht zurückschrecken.

Siebert hob die Hand. In Windeseile verteilte sich sein Einsatzkommando um die Laube. Doch bevor der letzte Mann in Deckung gegangen war, bemerkte Siebert eine Bewegung an der Laubentür. Der Verbrecher steckte in der Hütte, aber das Überraschungsmanöver war missglückt. Andree hatte die Polizisten entdeckt.

Hermann Siebert legte die Hände trichterförmig vor den Mund. »Hier ist die Polizei!«, rief er laut und weithin vernehmbar. »Sie haben in der Laube keine Chance, Andree! Werfen Sie die Waffe weg! Kommen Sie mit erhobenen Armen heraus!«

Stille. In der Laube rührte sich nichts.

»Hier spricht Polizeikommissar Siebert! Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben!«

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-360-02770-2

© 2025 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht
gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem
Weg zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Printed in EU

www.eulenspiegel.com